

## Die Passio der heiligen Afra.

Von Dr. Bernhard Sepp.

Die Verehrung der hl. Märtyrin Afra in Augsburg ist bis in's 6. Jahrhundert hinauf beglaubigt. Denn schon Venantius Fortunatus sagt in seiner metrischen Vita s. Martini, die noch zu Lebzeiten des hl. Germanus, Bischofs von Paris (gest. 28. Mai 576), verfaßt ist:

„Pergis ad Augustam, quam Virido et Licca fluentant,  
Illic ossa sacrae venerabere martyris Afrae.“<sup>1)</sup>

Auch in der ältesten Recension des Mart. Hieronym. (entstanden im Jahre 627/28) ist wiederholt von ihr die Rede.<sup>2)</sup> Eine so innige Verehrung ist aber kaum denkbar ohne eine Legende, welche über die Art ihres Martyriums helleres Licht verbreitete. Wenn daher unsere Handschriften der Passio s. Afrae bis in's 8. Jahrhundert zurückreichen,<sup>3)</sup> so dürften nur schwerwiegende Momente uns bestimmen, dieselbe als eine „Erfindung des karolingischen Zeitalters“ zu betrachten, zumal Minuart (a. a. D. S. 400 f.) sie in seine Sammlung der acta martyrum sincera aufgenommen hat.

Solche schwerwiegende Momente vermag ich aber in den Einwänden, die Krusch gegen ihre Echtheit erhoben hat (a. a. D. S. 42 f.), nicht zu erkennen. Es sind folgende:

I. „Actio in Afram instituta aliena est ab omnibus actis genuinis persecutionis illius. Ibi nullus, quod sciam, iudex praenomine vocatur, ut Gaius iudex Afrae.“

Wie schade, daß Krusch keine Vorlesung über die vorjustinianischen Institutionen des römischen Rechts gehört hat, er würde sonst erfahren haben, daß sie von einem Juristen Gaius herrühren. Sicherlich ist ihm aber ein römischer Kaiser, ein Papst und ein Kirchenschriftsteller dieses Namens bekannt, welche den Beweis liefern, daß das Pränomen „Gaius“ im Zeitalter der römischen Kaiser auch als „nomen“ gebraucht wurde.<sup>4)</sup>

II. „Gaius autem ille quam male egit partes iudicis Romani! Postulavit, ut quaestus meretricii causa diis sacrificaret Afra, neque commemoravit iussa imperatorum, quae observare cogebantur christiani; quin immo tantum aberat, ut gentilem se gereret, ut etiam christianorum probitatem atque honestatem publice agnosceret.“

Die Befehle der Kaiser waren gegen die Christen ergangen. Gaius kann sich aber nicht überzeugen, daß eine meretrix sich den Christen beizählen dürfe, wie Afra that. Hierin spricht sich weniger seine hohe Achtung vor der Sittenreinheit der Christen — die auch von den Heiden anerkannt wurde — als seine Geringschätzung des Gewerbes der Afra aus, denn die meretrices galten bei den Römern für „feminae infames“ und „mulieres famosae“.

<sup>1)</sup> S. M. G. Auct. ant. IV, 1 p. 368 (lib. IV v. 642 sq.); vgl. Paul. diac. II, 13 (Scr. rer. Lang. p. 80). Aus diesen Versen dürfen wir schließen, daß sich bereits im 6. Jahrhundert eine Kirche über dem Grabe der hl. Afra erhob.  
<sup>2)</sup> Am 5., 6. u. 7. August und am 9. (cod. Epternac.: 8.) Oktober, f. Boll. A. SS. Nov. II, 1 p. [101] sq. und p. [130].

<sup>3)</sup> So (nach Krusch) cod. Montepessulanus H n. 55, cod. Parisiensis lat. n. 10861, cod. Monacensis lat. n. 4554 (= Benedictoburanus n. 54, Geschenk der Kysila vgl. Obb. Archiv III S. 338 f.).

<sup>4)</sup> Vgl. Forcellini im Onomastikon unter Gaius.

III. (Falsarius) „iam post octavam admonitionem patientiam rupit iudicemque voluit exclamasse: Sacrifica, quoniam iniuria est mihi tot horas tecum certare, fatigatus nimirum ipse suis ineptiis, nam quarta horae parte commode agi potuissent, quae acta esse finxit.“

Der Ausdruck tot horas ist eben eine Hyperbel, die sich aus der Indignation des Gaius erklärt. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Akten der Martyrer nicht das ganze Protokoll der Verhandlung enthalten, sondern uns nur die wichtigsten Fragen und Antworten überliefern. Die Verhandlung kann also wirklich mehrere Stunden gedauert haben.

IV. „Deinde quaestionem in socias Afrae habitam tam raptim tractavit, ut vel Velserus stupeat: Quis, inquit, ferat damnari absentes caussa non cognita; immo cognitionem et executionem simul militibus demandari.“

Da Hilaria und ihre Sklavinnen (ancillae) Digna, Eumenia, Euprepia, in flagranti ertappt wurden, als sie die Leiche Afra's bestatteten, war ein Verhör unnötig, und die bloße Weigerung zu opfern genigte, um sie des Todes schuldig erscheinen zu lassen.<sup>5)</sup>

V. „Is ne sibi quidem constat monente eodem Velsero. Afram enim combustam esse oblitus paulo post rettulit eius corpus integrum inventum esse, itaque mendacia sua ipse prodidit mendax.“

Gewiß haben die Henker nicht gewartet, bis der Körper der Afra zu Asche verbrannt war — dies hätte viele Stunden Zeit erfordert — sondern sie entfernten sich wohl, nachdem sie sich von dem Tode der Märtyrin überzeugt hatten. Unter diesen Umständen war es Digna, Eumenia und Euprepia leicht, das Feuer zu löschen und den Körper zu bergen, der auch verkohlt immer noch als integrum d. h. als ganz bezeichnet werden konnte.<sup>6)</sup>

VI. „Sermo latinus, quo auctor utitur, neque antiquus neque nativus est, sed is quem aevo Carolingico in scholis discabant; durum eum dicere potes scriptoremque agnoscis in peregrina lingua luctantem. Quae in Passione legitur dictio inusitata facies publica, ea est Victoris Vitensis, isque in facie publica adverbialiter pro publice, hagiographus vero facies publica pro vulgus accepit; idem ex loco Victoris eodem

<sup>5)</sup> Von einem streng richterlichen Verfahren kann bei den Verhandlungen gegen die Christen überhaupt nicht die Rede sein. Der Präses, welcher zugleich Richter und Verwaltungsbeamter war, forderte die Angeklagten gemäß dem Edikte der Kaiser Diokletian und Maximian auf, zu opfern, und läßt sie im Falle der Weigerung peinlich bestrafen. Es galt mithin hier mehr einen Akt der Administrativjustiz, der auch von untergeordneten Organen vollzogen werden konnte. Wie formlos man gegen die Christen vorging, bezeugen Minucius Felix, Octavius cap. 28, Lactantius de mort. persecut. 13 und Eusebius hist. eccles. VIII, 6.

<sup>6)</sup> In der That wurden die Gebeine der hl. Afra im Jahre 1064 in der Arafirche intact vorgefunden, f. annal. Augustani a. d. J. M. G. Scr. III p. 127 f. und Blacidus Braun, Nachricht von der Erhebung und Uebersetzung der hl. Afra (im J. 1804), Augsburg 1805. Heute ruhen sie in feierlicher Fassung unter der Mensa des St. Aftares.

venerabilem senem in publica facie catomis ceciderunt etiam verba catomis caedi deprompsit.“

Die Barbarismen, welche der von Krusch edirte Text aufweist, fallen nicht dem Autor, sondern wohl eher dem Abschreiber zur Last. Auch der Satz „quam notam habebat facies publica“ ist kaum richtig überliefert,<sup>7)</sup> und es muß daher dahingestellt bleiben, ob „facies publica“ hier irrtümlich in der Bedeutung von „vulgus“ gebraucht ist. Was vollends den Ausdruck „catomis caedere“ anlangt, so brauchte ihn der Verfasser nicht aus der hist. persecut. Vandal I, 9 des Victor Vitensis (verfaßt im Jahre 486) zu entnehmen, sondern er konnte ihn auch in einer Legende finden,<sup>8)</sup> so z. B. in der Legende des hl. Vitus, f. Boll. A. SS. Jun. II, 1021 und 1022.

VII. „Praeterea fluvium, qui Licca a Fortunato dictus est, Lecchae nomine appellavit ideoque cum scriptoribus saeculi VIII convenit.“

Wie wenig aus der Form der Eigennamen in den Handschriften auf die Lesart des Originals geschlossen werden kann, habe ich schon im ersten Artikel gezeigt. Die Folgerung Kruschs „Acta igitur Afrae manifestum est aevo demum Carolingico composita esse“ läßt sich daher im besten Falle auf die Conversio s. Afrae anwenden,<sup>9)</sup> deren Verfasser unsere Passio überarbeitet und mit Zusätzen versehen hat.<sup>10)</sup> Hieraus ergibt sich aber nur, daß wir die älteste Recension der Passio s. Afrae nicht besitzen, nicht aber, daß es keine ältere, die dieser Zusätze entbehre, gegeben habe.<sup>11)</sup> Wäre der Verfasser der Conversio mit dem der Passio identisch gewesen, so würde er gewiß beide nicht getrennt behandelt, sondern zu einem zusammenhängenden Ganzen verarbeitet haben.<sup>12)</sup>

<sup>7)</sup> Ruinart liest mit Welfer: fama publica, was einen besseren Sinn gibt („welche die öffentliche Meinung für verrufen hielt“).

<sup>8)</sup> Auch ein alter Commentator des Juvenal führt ihn an, ein Beweis, daß er allgemein verständlich war, vgl. Ducange s. v. catomus und Forcellini s. v. catomidiare, welches Wort dieselbe Bedeutung hat.

<sup>9)</sup> Da die Handschriften der Conversio bis in's 8. Jahrhundert zurückgehen und doch nur Abschriften eines älteren Textes sind, dessen Verbreitung in Gallien und Germanien gewiß längere Zeit in Anspruch nahm, so ist der Terminus „aevo Carolingico“ sehr übel gewählt und mindestens durch „aevo Merovingico“ zu ersetzen. Ich meinerseits zweifle nicht, daß auch die Conversio noch in der Römerzeit entstanden ist, wenn auch später als die Passio.

<sup>10)</sup> Solche Zusätze sind das Wörtchen hanc in „Afram hanc quam notam habebat f. p.“ und der (bei Mombricitius fehlende) Satz et simul a s. Narcisso episcopo baptizatae, womit auf das in der (vorausgehenden) Conversio Erzählte hingewiesen ist. Später wurde noch das von Krusch N. A. XIX S. 13 f. besprochene additamentum (das in cod. Parisiensis n. 5306, im cod. Monacensis 4554 und bei Mombricitius fehlt) hinzugefügt.

<sup>11)</sup> Man beachte nur den Ausdruck memoria für Grabmal, der nur von altchristlichen Schriftstellern gebraucht wird. Auch die Angabe, daß dieses Grabmal secundo miliario (beim zweiten Meilensteine) a civitate Augusta lag, deutet auf die Römerzeit hin. Der erste Meilenstein stand auf dem Forum (beim Dome, der gerade eine römische Meile von der Ulrichskirche entfernt ist).

<sup>12)</sup> Auch Rettberg (a. a. O. S. 145) war der Meinung, daß der Verfasser der conversio die passio schon vorgefunden habe und einzelne Umstände derselben motiviren wollte.

## Ein arabischer Aristoteles und was uns derselbe aus dem Wunderlande Indien erzählt.

Von Dr. Bidder.

Nicht bloß das alte Hellas hatte seinen Aristoteles, auch Arabien kann sich eines Mannes rühmen, welcher dem griechischen Universalgenie ebenbürtig zur Seite steht. Dies ist Alberuni, oder, wie ihn seine Mitbürger nannten, Abu Raihan, der Sohn des Abunad Alberuni, welcher im Jahre 973 n. Chr. im Gebiete des heutigen Khiva (das alte Chorasmia) geboren wurde. Schon frühzeitig hervorragend durch Kenntnisse und Wissenschaften, wurde Alberuni von den Fürsten seines Vaterlandes häufig zu Rathe gezogen, eine Hof- oder Staatsstelle scheint er jedoch niemals bekleidet zu haben. Der noch mehr gold- als lüderliche König Mahmud zu Ghazna (997—1030) benötigte einen im Jahre 1017 n. Chr. in Khiva ausgebrochenen Militäraufstand als längst ersehnten Vorwand, um in dieses bisher unabhängige Gebiet mit Heeresmacht einzufallen und dasselbe zu einer Provinz seines Reiches zu machen. Unter den Geiseln, die Mahmud mit nach Ghazna schleppete, befand sich auch Alberuni, und so kam derselbe an den Hof dieses Königs.

Seinen unfreiwilligen Aufenthalt zu Ghazna, dem damaligen Sammelpfad aller Schöngelüste, benötigte der arabische Gelehrte, der am königlichen Hofe auch als Lehrer der Sternkunde wirkte, zu umfassenden indischen Studien. Nach dem Tode des Königs Mahmud (etwa um 1030), den Alberuni, obwohl er ihm geneigt war, einen Vernichter des Wohlstandes Indiens nennt, kam Mahsud, der Sohn Mahmuds, welcher seinen Bruder Muhammed in dem um die Thronfolge entbrannten Streite besiegt hatte, an die Regierung. Mahsud, ein Mäcenas im vollsten Sinne des Wortes, entband Alberuni nicht nur aller persönlichen Dienstleistungen, sondern stattete ihn auch mit einem Einkommen aus, das ihm ermöglichte, sich frei von allen Nahrungsvorgen, wie sie ihn unter König Mahmud gedrückt zu haben scheinen, völlig den Wissenschaften widmen zu können, weshalb er sich auch in überschwänglichen Lobeserhebungen des neuen Herrschers ergiebt. Uebrigens war Alberuni ein offener, gerader Charakter, er war Monotheist, Anhänger des Islams und streng conservativer Richtung. In der Einheit zwischen Thron und Altar erblickte er das denkbar höchste Ideal der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Sein für alles Gute und Edle empfänglicher Sinn vermochte auch der Erhabenheit des evangelischen Gebotes, welches befiehlt, Demjenigen, der uns auf die eine Wange geschlagen, auch die andere darzureichen, für den Feind zu beten und ihn zu segnen, die Bewunderung nicht zu versagen.

Die Geschichtschreiber theilt Alberuni, dem nichts verhafter ist, als das Lügen, bezüglich ihrer Unwahrhaftigkeit in mehrere Klassen. Die Einen, sagt er, lügen ihres Vortheiles halber, indem sie entweder das Volk, dem sie angehören, loben, oder das ihres Gegners tadeln, um dadurch ihren Zweck zu erreichen, Andere lügen zu Gunsten einer gewissen Volksklasse, weil sie derselben verpflichtet sind, oder aus Haß gegen eine bestimmte Klasse, weil sie sich mit derselben verfeindet haben. Wieder Andere lügen infolge der Gemeinheit ihres Charakters, der sich hiebon Nutzen erwartet, oder aus Feigheit, die Wahrheit zu sagen. Andere hinwiederum lügen weil ihnen das Lügen zur zweiten Natur geworden ist

so daß sie gar nicht mehr anders können, denn ihr innerstes Wesen ist verderbt. Endlich gibt es auch Solche, die aus Unwissenheit die Unwahrheit sagen, weil sie der Erzählung Anderer blindlings folgen. Nur der Mann verdient Lob, fährt Alberuni fort, der vor einer Lüge zurückschreckt und stets der Wahrheit treu bleibt. Ein Solcher genießt selbst bei den Lügern Vertrauen. Die Wahrhaftigkeit ist eine Eigenschaft, die wegen ihrer inneren Schönheit um ihrer selbst willen geliebt und geschätzt wird, außer etwa von solchen Leuten, die ihre Unmuth niemals gekostet haben und die Wahrheit absichtlich fliehen, wie jener allbekannte Lügner, der auf die Frage, ob er jemals die Wahrheit gesprochen habe, zur Antwort gab: „Würde ich mich nicht scheuen, die Wahrheit zu sagen, so sagte ich Mein!“

Die eiserne Willenskraft und der unermüdete Eifer Alberuni's überwand siegreich alle Hindernisse, welche sich ihm bei der Erlernung der indischen Sprache sowohl infolge der im Sanskrit selbst liegenden Schwierigkeiten, als auch wegen der Unzugänglichkeit der Hindus entgegenstellten, denn ihre religiösen Anschauungen verboten ihnen jeden Verkehr mit den Fremden, den „Medsa“ d. i. den Unreinen. Alberuni scheute weder Mühe noch Kosten, um sich indische Bücher zu verschaffen, Lehrer und Schüler zu gewinnen und sich so eingehende Kenntnisse, nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch hinsichtlich der Sitten und Gewohnheiten der Hindus, zu sammeln. Um sein Wissen zu bereichern, nahm er auch keinen Anstand, selbst die ungebildeten Indier über ihren Glauben, ihre Rechtsbegriffe, Sitten und Gebräuche auszuforschen. Die schriftstellerische Thätigkeit dieses unversessenen Geistes umfaßte nicht nur fast die gesammte Naturwissenschaft, als Mineralogie, Chemie, Physik, Optik, Mechanik, Mathematik, mathematische Geographie und Astronomie, sondern er schrieb auch über Chronologie, verfaßte 20 Bücher über Indien, schrieb auch Erzählungen und Sagen und eine (verloren gegangene) Geschichte seines Vaterlandes. Mit seltenem Freimuth spricht er sein Urtheil über die Schriften der indischen Gelehrten aus, ein Feind einerseits ihres Wortgepräges und Phrasengeklingsels, zollt er andererseits ihren Geisteserzeugnissen die gebührende Anerkennung und hebt rühmend Alles hervor, was er in ihren Werken oder im praktischen Leben Edles und Großes fand; so bezeichnet er z. B. die kunstvolle Einrichtung der heiligen Teiche und Badeorte der Indier als „einzig und unerreichbar“.

Uebrigens selber nicht frei von Eitelkeit und Selbstbewußtsein, fühlt sich Alberuni hoch erhaben über die Indier, welche er als hochmüthig, eitel bis zum Wahnsinn, voll von Selbstüberhebung und dumm schildert, und erzählt stolz, daß er zuerst ihr Schüler, dann aber ihr Lehrer gewesen sei, daß sie sich von allen Seiten um ihn geschaart, ihn bewundert, von ihm zu lernen verlangt und ihn gefragt hätten, bei welchem indischen Meister er seine Weisheit eingefogen hätte. „Sie hielten mich, sagt der arabische Gelehrte, fast für einen Zauberer, und wenn sie von mir mit ihren Oberen in ihrer Muttersprache redeten, nannten sie mich einen See, oder ein Wasser, so sauer, daß der Essig im Vergleiche damit süß sei.“ — Den wissenschaftlichen Theorien der Hindus wirft Alberuni große Verworrenheit, Mangel aller logischen Ordnung und stete Vermengung mit den einfältigen Ansichten des gemeinen Hausens vor. Die mathematische und astronomische Literatur der Indier vergleicht er mit einem Gemisch von

Berlmuscheln und herben Datteln, oder von Perlen und Dünger, oder auch von kostbarem Krystall und gemeinem Kiesel.

Alberuni starb im Jahre 1048 n. Chr. — Lassen wir uns nun etwas von den Anschauungen, den Sitten und Gebräuchen der Hindus des Mittelalters von unserem Gelehrten erzählen, was um so mehr von Interesse sein dürfte, als die Indier als ein hochgradig conservatives Volk noch einen großen Theil der Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren bis auf den heutigen Tag, namentlich was die vornehmste Kaste, die der Brahmanen betrifft, bewahrt haben, und hören wir einige interessante altindische Legenden und Sagen, die uns Alberuni überliefert hat.

Die Gebildeten unter den Indiern glaubten schon damals an Einen, lebendigen, ewigen Gott, ohne Anfang und Ende, mit freiem Willen begabt, der allmächtig und allweise ist, Leben spendet, die Welt regiert und erhält, einzig ist in seiner Herrschaft und erhaben über Alles, dem nichts gleicht und der mit nichts verglichen werden kann. Das gemeine Volk, sagt Alberuni, hat allerdings verschiedene, zuweilen sehr verabschämungswürdige Anschauungen von Gott. Einige z. B. glauben, Gott sei zwölf Finger lang und zehn Finger breit. Dies kommt daher, weil einmal ein Schüler der Brahmanen sagte, Gott sei ein Punkt, womit er nur ausdrücken wollte, daß Gott keinen Leib habe. Ungebildete Leute stellten sich deshalb Gott so klein vor, wie einen Punkt, und weil sie einerseits nicht begriffen, was das Wort „Punkt“ in diesem Falle eigentlich bedeuten sollte, und andererseits bei diesem für das höchste Wesen beleidigenden Vergleiche auch nicht stehen bleiben wollten, so kamen sie zu dieser ungeheuerlichen Anschauung, indem sie Gott viel größer zu schildern suchten.

Die Hindus haben fünf Elemente: Himmel, Wind, Feuer, Wasser und Erde, und zwar sinnbilden diese die Thätigkeiten der fünf Sinne: der Himmel das Gehör, der Wind das Gefühl, das Feuer das Gesicht, das Wasser den Geschmack und die Erde den Geruch. Um die Verbindung der Seele mit der Materie, dem Stoffe, d. h. dem Leibe, anschaulich zu machen, bedienen sich die Hindus eines eigenthümlichen Gleichnisses. Sie vergleichen nämlich die Seele mit einer Tänzerin, welche in ihrer Kunst sehr geschickt und sich der Wirkungen wohl bewußt ist, die jede Bewegung und Stellung ihrer Füße hervorbringt. Sie tanzt vor einem Lebemann, der vor Begierde brennt, sich an ihrer Kunst zu ergötzen. Unter der staunenden Bewunderung ihres Gönners produziert sie der Reihe nach ihre verschiedenen Kunststücke, bis ihr Programm erschöpft und das Verlangen ihres Zuschauers befriedigt ist. Dann hört sie plötzlich auf, weil sie nichts Neues mehr bieten, sondern nur das Alte wiederholen könnte, was nicht gewünscht wird, und ihr Verehrer entläßt sie.

Auch durch folgende, in anderen Wendungen wohlbekannte Parabel suchen die Hindus die Verbindung der Seele mit dem Leibe und die Wechselbeziehungen zwischen beiden zur Anschauung zu bringen: Eine Karawane wurde einst in der Wüste von Räubern überfallen. Die Reisenden flüchteten sich nach allen Richtungen, nur ein blinder und ein lahmer Mann konnten nicht entfliehen, sondern beide blieben, an ihrem Entkommen verzweifeln, hilflos auf dem Plaze zurück. Nachdem sie sich einander genähert und sich gegenseitig erkannt hatten, sprach der Lahme zum Blinden: „Gehen kann ich zwar nicht, aber ich kann

Dir den Weg zeigen. Bei Dir ist es umgekehrt. Nimm mich daher auf Deinen Rücken und trage mich, ich will Dir dann den Weg zeigen, und so kommen wir beide aus dieser Verlegenheit." Der Blinde willigte ein, und auf diese Weise kamen beide wieder glücklich aus der Wüste heraus. Die Indier betrachteten nämlich die Seele nicht als das handelnde, sondern nur als das belebende Element. Die Seele wird nach ihrer Ansicht wieder durch die Intelligenz geleitet, die ihr von Gott eingeblüht wird und mit welcher man die Wirklichkeit der Dinge erfährt, die den Weg zur Erkenntnis Gottes zeigen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Theosophie und katholischer Glaube.

Von Charles Saint-Paul.

(Fortsetzung.)

Einer der stärksten Verdachtgründe der Gegner der Blavatsky war bekanntlich der sogenannte „Kiddle-Vorfall“. Ein Brief, den angeblich Koot-Hoomi geschrieben hatte, enthielt „Lehren“, die einem 1880 von Mr. Kiddle vor amerikanischen Spiritualisten bei Lake Pleasant gehaltenen Vortrage entnommen waren. Diese Begebenheit nun soll der Theosophie, wie der Gewährsmann Harrisons weiterhin erklärt, „zuerst die Augen über den Streich geöffnet haben, der ihr gespielt worden war“.

Dagegen soll Koot-Hoomi sich später in Adyar mit den Couombs eingelassen haben, „aus Rache über die Abwehr seiner Ränke“. Dieses Ehepaar Coumb, das im Hause der Blavatsky angestellt war, soll dem Delegierten der „Society for Psychical Research“ in London, Mr. Hodgson, aus Rache Enthüllungen über den Schwindel der Blavatsky gemacht haben und ihm im Hause angebrachte Vorrichtungen zur Hervorbringung der „Phänomene“ gezeigt haben. Graf Leiningen allerdings sagt in einer Anmerkung im Anschlusse an die Behauptungen in Sinnett's „Occult World“, Herr Coumb habe die Fallthüren und Apparate selbst herstellen lassen.

Abschließend behauptet Harrisons „Okkultist“, daß die Blavatsky sich zum zweitenmale nach ihrer Rückkehr nach England von einem abtrünnigen Juden täuschen ließ, der von einer Brüderschaft des Continents wegen Ausübung böser Künste ausgestoßen worden war. „Es wurde beschloffen, sie nicht vor diesem Individuum zu warnen, weil es sie am Leben erhielt. In ihrem elenden Gesundheitszustande wäre der Entzug seines stimulirenden Einflusses verhängnißvoll gewesen. (1) Der Mann wartete, bis sie den zweiten Band ihrer „Geheimlehre“ vollendet hatte, und überließ sie dann ihrem Schicksal. Sie unterlag dem nächsten Anfälle und starb im Jahre 1891, ohne Argwohn (soweit bekannt), bis zum Ende heiter, dessen unbewußt, daß sie ihr ganzes Leben lang ein Werkzeug in den Händen hinterlistiger Personen war, von denen Wenige intellektuell auf ihrer Höhe standen, (2) und welche schändlichen Mißbrauch von ihrer außerordentlichen geistigen Thätigkeit und ihren einzig in ihrer Art dastehenden Gaben machten.“

Wenn Harrison meint, daß „dies beträchtliches Licht auf eine bisher in Geheimniß gehüllte Sache werfe“, insofern Frau Blavatsky gegen die Anklage gemeinen Betruges gerechtfertigt und zu gleicher Zeit die Mahatma-theorie abgeschafft werde, so müssen wir nur bedauern, daß sein Gewährsmann selbst, indem er sich in mystisches Dunkel hüllte und auch seine Mittheilungen mitunter in

bedenklicher Weise verschleierte, die Beweiskraft derselben abgeschwächt hat. Sie wären von großem Werthe nicht nur für die Erkenntnis moderner Theosophie, sondern auch des Treibens geheimer mystischer Gesellschaften, wenn sie in anderer Form gegeben worden wären.

Wenn übrigens der Verfasser behauptet, daß die Blavatsky ein Medium ganz außergewöhnlicher Art war, daß sie schon frühzeitig das „zweite Gesicht“ besaß, so wollen wir das gar nicht in Frage stellen, andererseits ihm aber auch in der Annahme bestimmen, daß sie keinen „hohen“ Intellect und keine logische Befähigung besaß, dagegen neben ihrer ungewöhnlichen Fähigkeit, sich Kenntnisse anzueignen, auch noch „die Gewandtheit hatte, dieselben zu verdrehen, um sie ihren eigenen Zwecken anzupassen“.

Das Wiederauftauchen der Frau Blavatsky als Tibetener Buddhistin und Propheetin einer neuen Religion hatte, wie Harrison behauptet, einen gänzlichen Umschwung in der seither befolgten Politik der Geheimhaltung nothwendig gemacht. „Ob es gut oder schlimm war, sie hat eine ungeheure Menge von Mittheilungen in Betreff von Gegenständen veröffentlicht, von welchen bis vor ganz kurzem niemals außerhalb gewisser Gesellschaften gesprochen wurde, die aber solcher Art sind, daß sie sich denkenden Personen durch ihren eigenen Werth empfehlen, sie mögen aus welcher Quelle immer kommen.“ (3) Denn es ist der größte Irrthum der Welt, anzunehmen, daß die Theosophie vom Beweise für die Richtigkeit der „Wunder“ der Frau Blavatsky oder der Existenz der Mahatmas abhängig sei. (4) Seit dem Tode der Frau Blavatsky im Jahre 1891 ist es in der That die Politik der leitenden Theosophen gewesen, die „Mahatmas“ so viel als möglich im Hintergrunde zu halten. . . .

. . . Der Autor übersieht gänzlich, daß die Lehren einer Persönlichkeit, die nur ein Werkzeug zweifelhafter Personen war, schwerlich als wahre Gottweisheit und Religion Anerkennung finden können. Und er weist doch noch wiederholt auf diese vernichtende Thatfache hin, z. B. wenn er abschließend schreibt: „Es steht außer Frage, daß Frau Blavatsky ihr umfassendes Wissen auf dem gewöhnlichen Wege des Studiums nicht erlangt hat. Ich glaube, sie sprach die Wahrheit, als sie sagte, es sei ihr in außergewöhnlicher Weise mitgetheilt worden. Sie war thatsächlich das Medium in der Hand einer unbekanntenen Person, oder mehrerer solcher, welche aus persönlichen Gründen vorgezogen haben, sich hinter ihr zu verbergen. Es kommt wirklich sehr wenig darauf an, woher sie ihr fast encyclopädisches Wissen erlangt hat. Was wir zu thun haben, ist, es sorgfältig im Lichte der Erkenntnis, die wir bereits besitzen, zu prüfen. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß, während die „Entschleierte Isis“ wenig enthält, was nicht vorher bekannt war, die „Geheimlehre“ sehr werthvolle Nachrichten über prähistorische Civilisationen und Religionen bringt (an anderer Stelle hat der Autor die „Entschlüsselungen“ des Werkes sehr abfällig beurtheilt!) und auf gewisse Geheimnisse anspielt, deren Dasein selbst nicht vernünftet wurde. Einige derselben sind durch einen den Okkultisten bekannten Vorgang geprüft und richtig befunden worden. (Wie „mystisch“!) Und wenn gleich außerhalb der Theosophischen Gesellschaft vielleicht nicht Einer von Tausend die „Geheimlehre“ liest und Einer von Zehntausend fähig ist, den Weizen von der Spreu zu sondern, wird man sie mehr und mehr beachten, wenn sich der religiöse Gedanke allmählich vom lateinischen Einflusse und die

wissenschaftliche Forschung von atomistischen Täuschungen freimacht."

Wir fürchten nur, daß sich der Autor in dieser Hinsicht „okkultistischen“ Täuschungen hingibt. Die verworrenen mediumpistischen Produkte der sonderbaren Propheten würden wahrscheinlich auch in „antiromanischen“ Kreisen keinen Eingang finden, wenn der „lateinische Einfluß“ und damit die praktische Bethätigung christlicher Mystik schwinden könnte, von welcher unser sonderbarer „Okkultist“, wie er so häufig in seinem Werke beweist, nichts versteht.

Auch in den Erinnerungen von G. P. Blavatsky, die „von der Gräfin Wachtmeister und andern“ herausgegeben wurden (Reminiscences of H. P. Blavatsky. By Countess Wachtmeister and others), wird die Ansicht ausgesprochen, daß sie durch verschiedene Personen zu verschiedenen Zeiten angebetet wurde. Die Gräfin (S. 57) erzählt, wie sie in einem kleinen Büchlein mit verblichener Schrift, von 1851 datirt, einige auf die erste Zusammenkunft mit dem „Meister“ bezügliche Zeilen in der Handschrift der Mme. Blavatsky sah. Sie lauteten: Nuit mémorable certaine nuit par un clair de lune, qui se couchait à Ramsgate (videlicet Hyde Park) 12<sup>th</sup> Août 1851. — lorsque je rencontraï le Maître de mes rêves.

Nach Gräfin Wachtmeister scheint dieser „Maître des rêves“ ein „unendlich langer“ Jude gewesen zu sein, von dem sie sich erinnert gehört zu haben, daß er in diesem Jahre einige indische Fürsten auf einer „wichtigen Mission“ nach England begleitet habe, vernünftlich zum Besuche der großen Ausstellung. Derselbe forderte ihre Mitwirkung zu einem Werke, das er zu unternehmen im Begriffe war, und suggestionirte sie, die Theosophische Gesellschaft zu gründen. „Er sagte zu ihr, daß sie drei Jahre in Tibet verbringen müsse, um sich für ihre bedeutende Aufgabe vorzubereiten, und G. P. Blavatsky entschloß sich, das ihr gemachte Anerbieten anzunehmen, und verließ kurz darauf London, um nach Indien zu gehen, offenbar, um in die Geheimnisse der „alten Weisheitsreligion“ eingeweiht zu werden.“

Ob es „Koot-Hoomi“ oder der Mahatma M. . . , aus der „Occult World“, den man angeblich inzwischen als Namensvetter der alten Kindsfrau der Blavatsky identifizirt hat, war, wird nicht berichtet. Merkwürdigerweise behauptete Oberst Olcott, der Präsident der indischen Theosophischen Gesellschaft, in seinem Buche „Peoplo from the other World“, daß im Jahre 1874 der „Meister“ der Blavatsky sich dazu bekannte, der „Spirit“ eines kühnen Seeräubers, John King genannt, zu sein, der im 17. Jahrhundert in Ansehen stand und sich im neunzehnten die Zeit damit vertrieb, Briefe zu präcipitiren“ und „Chrenmedaillen aus dem Sarge“ des Vaters der Blavatsky herbeizubringen (S. 355). Das ist um so wichtiger, da ja ein „John King“ so häufig in spiritistischen Sitzungen als controllirender Geist genannt wird.

Olcott glaubt übrigens, daß dieser „John King“ kein verstorbener Seeräuber, sondern das Geschöpf eines „Ordens sei, der, während er in Betreff seiner Erfolge von unsichtbar Wirkenden abhängig sei, auf Erden unter den Menschen existire“ (?) (S. 454).

(Schluß folgt.)

### Cardinal Mannings letzte Schrift: „Neun Sündernisse u. s. w.“, übersetzt und ergänzt von Gerhart Wahnmut.

—ch. Wenn Jemand kein Talent zum Baumeister hat, so kann er vielleicht doch ein guter Schreiner werden. Das aber können wir von dem Verfasser obiger Broschüre nicht sagen; denn indem er sich als Geschichtsbaumeister anstehen will, vermag er nicht einmal als Schreinerlehrling so zu leimen und zu fügen, daß die einzelnen Bretter zusammenhalten.

Wer so kühn an die Öffentlichkeit tritt, der muß sich auch begründete Kritik gefallen lassen:

1. Was den Leim bildet für sein Werk, das er schaffen wollte, so ist das doch wohl vor Allem die Glaubwürdigkeit seiner Gewährsmänner. Aber Pseudonym Wahnmut leistet Alles, um dieselbe zu Grunde zu richten. Purcell, die Hauptquelle, wird uns vorgeführt als ein Biograph, der nicht nur „Widersprüche, Zweideutigkeiten, Unbestimmtheiten“ sich muß vorwerfen lassen, sondern der auch wider besseres Wissen die Hauptschuld dem unschuldigeren Theile zuschiebt; als ein Berichterstatter, der die Hauptfrage der Broschüre in geheimnißvolles Dunkel hüllt, indem er nach dem Sprichwort: „Im Dunkeln ist gut munkeln,“ nach beiden Seiten hin zu ungerechten Vermuthungen Anlaß gibt; als ein Geheimnißkrämer, der aber vor Scrupeln über seine Handlungsweise bald so, bald so schreibt und doch nichts gesagt haben will! Von dem Spectator der „Allgem. Zeitung“, der dazu herhalten muß, das Bishöfen Leimkraft noch zu verderben, wollen wir lieber schweigen. Wo liegt die Kraft ihrer Autorität? Und doch soll das Publikum denselben Alles glauben?

2. Und wie hat der Herr die Bretter, das Material seines Werkes, jämmerlich verschnitten! und das ist das Lebens- und Charakterbild des Cardinals, dessen Schrift ja durch dasselbe recht in Kraft gefaßt werden soll! O armer Cardinal! Nachdem Purcell denselben recht unglücklich auf dem Paradebette für das Publikum ausgestellt hatte, wird er nun von dem Uebersetzer seiner letzten Schrift mit Hilfe seiner Assistenten noch öffentlich secirt. Schon jener Act hat ihm die Glieder verrenkt in lauter Widersprüchen: „Mangel historischer Kenntniß, starkes Vorurtheil, gewisse Eiferjucht, Uebertreibung der bischöflichen Machtbefugnisse, Irrthum, Abschleifung gegen jeden Rath, den er sogleich als Tadel und Eingriff betrachtet, Mißtrauen, Machinationen hinter dem Rücken seines Vorgängers, hartnäckiger Eigensinn“ u. s. w. leiten ihn bei seinem abweisenden Verhalten besonders gegen die Jesuiten, so daß darunter eher die geplante kathol. Universität scheitern mag, — und doch wird er nur von hohen Ideen geleitet! Ein sonderbarer Heiliger! Aber, um die Widersprüche zu lösen, wird er secirt und dabei so böse veräbelt, daß die Theile beim Zusammenfügen vollends zerbrechen: „anglikanische Vorurtheile, Einfluß von Ordensfeinden, sogar Ideen Rosminis“ werden zugestanden; dabei gewinnt man den Eindruck, daß er die wichtigsten Fragen überspannt und gern „über“ greift, so in seinem Glauben, in seinen Anforderungen an Klerus und Volk, in seiner Aseese, in seinem Autorismus; aber Gott sei Dank, er „lernt um“, bekommt andere Anschauungen, besonders bezüglich der weltlichen Macht des Papstes, die er nun für ein Verderben betrachtet, bezüglich der römischen Curie, bezüglich der Grenzen der päpstlichen Unfehlbarkeit; und zwar ganz

besonders dann, wenn ihm etwas nicht nach dem Kopf geht; und zwar lernt er zum Glück soweit um, bis er mit seinem Gesichtsbaumeister zusammenstimmt! Zur vollen Harmonie aber darf er nur in Einem Punkte nicht „unlernen“, nämlich in der Abwehr der Jesuiten.

3. Die Krone des ganzen Werkes ist aber gewiß der fatale Umstand, daß zuletzt der Kopf verkehrt eingesetzt wurde: Nachdem das „Unlernen“ geschildert ist, ruft der Cardinal fogar „Wehe“ über einen Bischof, der von irgend welcher Partei sich leiten läßt. Das klingt (gegen das Ende seines Lebens) wie ein Ausruf allzuspäter Erkenntnis und der Reue. Was muß das wohl für eine Partei gewesen sein, von der sich Manning leiten ließ? Ach da hat der geniale Ergänzer und Corrigirer des Biographen es ganz vergessen, daß er bewiesen hat, wie Manning schon unter seinem Vorgänger Wiseman und während seines ganzen Pontificats „wie ein Cherub mit flammendem Schwerte“ die Jesuiten abwehrte; ferner daß er gerade in den Fragen, in denen er früher mit den Jesuiten übereinstimmend gedacht, nun „ungelernt“ hatte. Wenn er also zuletzt bereute, dann kann gewiß nicht die Jesuitenpartei Gegenstand dieser späten Erkenntnis und Reue sein; aber ausgeschlossen wäre es nicht auf Grund der versuchten Beweisführung, daß er bereute, der Partei der Gegner derselben zu viel Einfluß gewährt und so gar Manches verdorben zu haben.

Zum Schluß mache ich nur noch aufmerksam auf die Schärfe seiner Sectionsmesser. Wie gewandt er ist, an der Kirche Leib zu schneiden und zu scheiden, beweist er auf Seite 88 oben, 89 unten. Aber die Erinnerung wird man bei Bewunderung dieser Kunstfertigkeit nicht los, daß die heutigen „Nichtkatholiken“ dieselbe Kunst verstehen, mit derselben, was sie nur wollen, verneinen, und daß sie, indem sie auf den Saft schlagen, etwas Anderes treffen wollen.

\* \* \*

Einer weiteren Einsendung entnehmen wir noch folgende Sätze:

Da es auch uns um die volle Wahrheit zu thun ist, so erlauben wir den Herrn Uebersetzer, uns bezüglich der durchschossenen gedruckten Stellen seines Vorworts pag. X genauer zu bezeichnen, was Marke „Wahrheit“ etwa, und was Marke Purcell ist? Sie sind so starke Kritiker, daß der Leser ein Recht hat, seine Leute zu kennen. In seiner Brochüre sind nämlich nach den Anführungszeichen die Schlüsselzeichen vergessen. Mag nun diese Nachahmung der Brochüre Schell von England oder von dem jungen Gelehrten in Würzburg stammen, jedenfalls beweist sie, daß zur Ausbildung von Priestercandidaten noch etwas Anderes als „Freiheit der Wissenschaft“ und „Unioersitätsbildung zu Würzburg, Oxford oder dgl.“ recht nothwendig ist, und mögen darum die, welchen diese sehr nöthige Eigenschaft mangelt, das von Herrn Bahnmüt lobend erwähnte Büchlein: „Das ewige Priestertum“ von Cardinal Manning, recht betrachten, um wahre Priester, und nicht bloße Räsommirer zu sein, besonders in ihrem so wichtigen Berufe! . . . .

Aber selbst dann, wenn die Jesuiten absolut getroffen werden mußten, wozu kamen denn die „Neun Hindernisse“ in die Debatte? Mit Ausnahme von IX „S. J.“ sind die Verhältnisse so verschieden, daß es die Lösung einer unlöslichen Preisaufgabe bedeutet, dieselben auf Deutschland und auf den deutschen Clerus anzuwenden. Dadurch aber wurde der deutsche Clerus in der

ungerechtesten Weise verächtigt. Was bleibt denn „mutatis mutandis“ davon übrig?

### Erklärung.

Herr Lycealdirector Dr. Diendorfer in Passau hat in Nr. 64 der Augsburger Postzeitungsbeilage eine Ansprache veröffentlicht, in der er mit Entrüstung die „Mißkennung und Verdächtigung“ zurückweist, welche ich „öffentliche“ den kgl. bayerischen Lyceen (und Lehrseminarien) „entgegengeschleudert“ haben soll, und zwar in meiner Schrift „Der Katholizismus als Princip des Fortschritts“, 2. Aufl. 18—21: 6. Aufl. 23—33.

1. Insbesondere sagt der Herr Lycealdirector Dr. Diendorfer folgendes:

„In der That wird es dem gelehrten Herrn Rektor und Professor schwer fallen, den Nachweis zu liefern, daß die an den bayerischen Lyceen . . . gebildeten Theologen hinter den an den Universitäten gebildeten in wissenschaftlicher oder in religiös-sittlicher Beziehung oder in ihrer späteren Berufswirksamkeit irgendwie zurückstehen.“

Eine derartige Behauptung habe ich in obiger Schrift überhaupt nicht aufgestellt, insbesondere nicht in dem näher bezeichneten Abschnitt: folglich brauche ich auch keinen Beweis dafür zu liefern.

2. Ferner erklärt der Herr Lycealdirector von Passau:

„Angehts dieses Thatbestandes kann man es den Vertretern der bayerischen Lyceen nicht verdenken, wenn sie den in der Schell'schen Schrift unverblümt enthaltenen (wenn auch nicht mit nackten Worten ausgesprochenen) Vorwurf, als würden dieselben an der von deren Verfasser behaupteten Inferiorität der Katholiken in Deutschland mit Schuld sein, als gänzlich unbegründet entschieden zurückweisen.“

Ich erwidere hierauf: Einen derartigen Vorwurf habe ich in meiner Schrift gegen die bayerischen Lyceen nicht erhoben; auch nicht in der Weise, daß er „unverblümt darin enthalten“ wäre.

3. Der Herr Lycealdirector spricht außerdem noch „von all den schiefen, theils übertriebenen, theils unwahren und deshalb gänzlich unberechtigten Behauptungen“, welche ich in genannter Schrift „ohne Beweise“ über die Lyceen (und Lehrseminarien) aufgestellt habe.

Ich ersuche den Herrn Lycealdirector Dr. Diendorfer eindringlich, mir diese „unwahren Behauptungen“ über die Lyceen zu nennen: denn was er mir nicht namentlich als unwahr bezeichnet, könnte ich beim besten Willen nicht zurücknehmen, da mir selber solche Behauptungen völlig unbekannt sind.

4. Der Zusatz zu pag. 96 der 6. Aufl. bedeutet weder einen Rückzug noch den „rein platonischen“ Ausdruck meiner Werthschätzung für die Lyceen und Seminararien.

Dieser Zusatz soll vielmehr das Mißverständnis fernhalten, als hätte ich durch meine Ausführungen die Monopolisirung der Theologie zu Gunsten der Universitätsfacultäten gefordert, mit Ausschluß der Lyceen und Lehrseminarien, und mit Verkennung der Gründe, welche sie nothwendig machen.

Was ich bekämpfte, war die in neuerer Zeit nicht unbedeutlich hervortretende Hinneigung zum französischen Seminaristensystem — mit all seinen bedenklichen Folgen, nicht bloß für die theologischen Universitätsfacultäten.

Würzburg, 7. November 1897.

Dr. Schell,  
Universitätsprofessor.

### Recensionen und Notizen.

„Dichterstimmen der Gegenwart.“ Boettisches Organ für das kathol. Deutschland. Herausgegeben von Leo Tepe van Heemstede. Verlag von Peter Weber in Baden-Baden. Jährlich 12 Hefte. Mit 12 Kunstbeilagen (Portraits und Biographien zeitgenössischer Dichter und Dichterinnen). Preis halbjährlich 2 M. 25 Pf.

J. B. T. Von Zeit zu Zeit steigt die goldene Loreley vom weithinschauenden Rheinfelsen herab und gleitet im blumengeschmückten Nachen auf den grünen Fluthen des rauschenden Rheins. Allmonatlich, wenn von den reben-

umkränzten Höhen die altersgrauen Burgen vergoldet im Abendsonnenscheine grüßen, sendet sie ihre Sängerboten, die unter dem Namen „Dichterstimmen“ herzliche Gäste sind, hinaus, überallhin, wo Deutsche wohnen, mit dem holden Grüße:

Was irdischer Jubel und Schmerz hat gesponnen,  
Was Seele voll Lieben und Sehnsucht gesonnen,  
Die mich zur stillen Vertrauten erlor,  
Und der ich mein blühendes Scepter lieb:  
Das trag' ich empvor.“

Zum zwölften Male treten sie mit liebreicher Gabe ihre gemohnte Kunde an. Im letzten Jahre haben sich die Abonnenten der „Dichterstimmen“ um nahezu ein Viertel vermehrt; immer melden sich noch neue an. Der gebiegene Inhalt, der vornehme Ton, die geschmackvolle Form, die kunstförmige Ausstattung ziehen Leser an, die noch Sinn für das Edle und Erhabene bewahrt haben. Nicht zuletzt ziehen zum Abonnement auch die mit vielem Beifall aufgenommenen Lichtdruckbilder, die die Bildnisse zeitgenössischer Dichter darstellen. Auf diese Weise haben die Leser nach etlichen Jahren eine ganz hübsche Porträtsammlung. Der neue Jahrgang verspricht außerdem als Beigabe eine Photoheliogravüre am Schlusse des Jahres. Der Grundton des neuesten Heftes ist poetische Herbststimmung. Wir machen die freundliche Wahrnehmung, daß es im katholischen Deutschland gute Dichter gibt. — Franz Eichert preist als unerhrochener Sänger „Freiheit, Wahrheit, Recht“. Die Westfalin Ferdinande von Brachel besingt „Des Herzens gewaltige Mächte“ und „von der Liebe Gebot“, und von „des Lenzes Gut“, die drinnen tief im Busen erlübt, wenn ein Weib uns naht mit der „Liebe Gewalt“, ein Lied wie aus „Des Knaben Wunderhorn“ mit volkstümlicher Weise, eine Muse, die wie ein geisterhaftes Schattenbild um die Dämmerstunde leucht und leis an uns vorüberhuscht. Fräulein Minna Freeriks ergießt „Den Born liebestärkender Poesie — Bis zum Himmelsaum“. Ihr melodisch sanftes „Ave Maria“ stimmt zur großen Symphonie von Mittag-Läuten, Abendglockenklang und Nachtigall-Lied im Morgenbau und Lenzesduft. „Die christliche Kunst“ ist ein prächtiges allegorisches Gemälde, das uns anmutet wie ein Klang aus der Zeit der Romantik. Hoffentlich wird der wadere Sohn Apoll's aus seiner stillen Klauve heraustrreten, um seiner Mitwelt hier und da etwas vorzusingen. Denn, erinnern wir uns recht, sahen wir den Namen Josef Aussenberg hier zum ersten Mal. Soll ich sie weiter nennen all die Namen der frohen Sänger: A. Jüngst, Eifer, den kindlich heitern Ambrosius Schupp, der in seinem „Biederstrauße“ singt „ob so, ob so“ in der Welt es zugeht; Elise Miller, die fromme Schwäbin aus Württemberg; auch ihr Landsmann Karl Hagenmaier läßt sich nach langen Schweigen wieder vernehmen; die Freunde der „D.“ besüchteten, die herben Berufsorgen hätten seine Sängerstimme erstickt; Franz Niederberger, der Meisterlied des 19. Jahrhunderts J. W. Kelle. Viele Namen haben schon einen guten Klang. Nicht vergessen dürfen wir den Meistersinger am Rheine mit immer neuen Weisen, der sich uns als der unermüdbliche, stets fangeslustige Herausgeber der „Dichterstimmen“ vorstellt: Leo Tepe van Heemstede. „Durch Meinungsstreit und Schwerteklitzen“ löst sein Lied „Am Born des Lebens“. In einer Lebensskizze von Jos. Südländer in Rom kommt ein hochbedeutender, glaubensbegeisterter Dichter zu Wort, der sich nach Zug und Recht einer gleichen Verühmtheit wie der Dreizehnlindendichter erfreuen sollte, nannte ihn — Edmund Behringer — doch der geistvolle Göttinger den „deutschen Dante“. Die in den „Dichterstimmen“ einheimische Rheinländerin Margaretha Mirbach bringt „Ein Herbstmärchen“ für Jung und Alt zu lesen, geschildert im zartesten Ton farbenreicher Sprache, belebt vom Hauche inniger Poesie. Recht anziehend ist die Studie über den geistreichen Mönch von Heisterbach, Casarius, der der erste Rheinromantiker sein soll. Die Aufnahme ähnlicher Studien in den „Dichterstimmen“ sahen wir gerne öfters. Unter „Alte und neue Bücher“ werden die neuesten Erscheinungen auf schöngeistigem Gebiete von sachkundiger Feder abgeurteilt, wobei niemals Gnade für Recht ergeht. „Mosaik“ bietet literarisches Allerlei. Die „Literarische Tafel“ gibt allen Bücherfreunden einen willkommenen Fingerzeig. Müssen wir auch manchmal dem einen

oder andern Sänger in den „Dichterstimmen“ Striche auf die Tabulatur machen, das erste Heft des 12. Jahrganges befriedigt uns zum Entzücken. Ja, was ist dagegen auch die „Wascher madel poeise“ vieler unserer „Jüngst-deutschen“? Ihre Muse ist die Priesterin der gemeinlichsternen Venus, so daß hier Heine's Wort zutrifft, daß er von Hamburg gebrauchte, „S... genug, aber keine Musen!“ Sehr oft ist es nur minderwertiges poetisches Galle in Reim und Rhythmen gezwängt, nur mit der Feder, nicht auch mit dem Kopfe geschrieben. Diese Muse ist ein entartetes Mädchen mit vergrämtem blassem Gesicht und übernächtigen Augen, aus denen die Sünde grinst. Die Muse nach Art der „Dichterstimmen“ ist eine frische Wiesenblume, wachgeküßt vom erwärmenden Sonnenstrahl. Sie läßt uns fühlen, daß wahre Poesie die Tugend nur noch lebenswürdiger macht, indem sie unsre Seele erfüllt und zu edlen Thaten begeistert. Mögen daher Gönner und Jünger echter Poesie diesem schönen Rheinfind hold sein; die Mitgift, die es heischt, ist leicht erschwänglich.

„Jakob Walde als Marienfänger.“ Gesammelte Mariengedichte in freier Uebersetzung herausgegeben von P. Peter Baptist Hierler, O. Cap., Lektor zu Sterzing. München, 1897. Verlag von J. Pfeiffer.

K. Z. Die Oden auf die jungfräuliche Gottesmutter, welche Walde, der bayerische Horaz, je nach seiner seelischen Stimmung zu verschiedener Zeit in seine unsterblichen Lyrica eingeflochten hat, erscheinen hier zum erstenmal in vortrefflicher Uebersetzung sämtlich aneinander gereiht. Aber man braucht nicht zu fürchten, daß deshalb die Lectüre ermüdend werde. Denn, selbst von dichterischer Begabung, weiß der Verfasser durch reiche Intuition sowie durch seltene Beherrschung der poetischen Sprache auch auf die heutige Leserswelt, insonderheit sie überhaupt Waldes Geist und Phantasie zu würdigen versteht, eine mächtige Wirkung hervorzubringen. Die Uebersetzung, die sich weder nach Wortlaut noch Versform kramphast an das lateinische Original anklammert, gestaltet sich, in Folge dessen zu einer freien, aber höchst gelungenen Nachdichtung. Ob indeß bei einigen wenigen Oden in dieser Freiheit nicht zu weit gegangen ist, überlassen wir dem Urtheil kompetenter Richter. Uns wenigstens will es bedünken, daß das wahre Colorit der Walde'schen Poesie zum Theil darunter etwas gelitten habe. Im Ganzen aber müssen wir der hochverdienstlichen Arbeit freudige Anerkennung zollen und können nur wünschen, daß das zierlich ausgestattete Büchlein, das sich auch als Geschenk besonders eignen dürfte, recht viele Leser und Freunde finden möge.

Des ehern. P. Martin von Cochem Messbuch, enthaltend zweiunddreißig vollständige Messandachten für jeden Tag der Woche, für die Sonn- und Festtage und für besondere Veranlassungen und Anliegen. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe von P. Osborne. 8°. VIII, 574 Seiten. Preis gebunden M. 2.—. Dülmen i. W., A. Laumann'sche Buchhandlung.

Das vorstehend angezeigte Werk enthält: 1) einen erbaulichen Unterricht über die Vortrefflichkeit, die Geheimnisse und die andächtige Bewohnung der heiligen Messe, 2) sieben Messandachten für die Wochentage, drei für die Sonntage, sechs für die heiligen Zeiten und Feste, sechs für besondere Veranlassungen, 3) sechs Vitaneien, 4) einen reichhaltigen Anhang mit Gebeten für die gewöhnlichen und auch manche außergewöhnliche Andachtsübungen eines katholischen Christen. Fast der ganze Inhalt ist aus dem gottliebenden Herzen des seligen P. Martin von Cochem geflossen und übertrifft an religiöser Wärme und Innigkeit, wie auch an Gediegenheit und Kraft eine unübersehbare Reihe von Erzeugnissen ähnlicher Art.

Hübner's Geographisch-statistische Tabellen Ausgabe 1897. Herausgegeben von Hofrath Prof. Dr. v. Straßel. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Die Hübner'sche Tabelle hat in allen Kreisen bereits eine Verbreitung gefunden, wie selten ein ähnliches populäres Unternehmen, und es wird immer mehr erkannt, daß sie jedermann auf das bequemste und billigste in die

wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse aller Länder der Erde einführt. Für die Bearbeitung dieser neuen Auflage sind wiederum die besten, theilweise officiellen Quellen benutzt worden. Dieses Schriftchen erfordert lästiges Aufschlagen in größeren geographischen Werken und man gewinnt durch dessen Anschaffung Zeit, somit Geld. Alle Notizen darin sind in jeder Beziehung zuverlässig. Es sei noch besonders darauf hingewiesen, daß der Umfang des Festes — ohne Erhöhung des Ladenpreises — gegen die Vorjahre um 3 Seiten vermehrt worden ist, wodurch zur Aufnahme einer Tabelle über die Ergebnisse der Volkszählung im Russischen Reiche vom 28. Januar 1897, sowie einer sehr interessanten Uebersicht: „Statistische Daten einiger Großstädte“, der Raum geschaffen wurde. Preis der elegant gebundenen Buchausgabe M. 1,20, der Wandtafel-Ausgabe 60 Pfg.

Raich J. M., Die innere Unwahrheit der Freimaurerei. Zweite Ausgabe, Mainz 1897, Frz. Kirchheim. (IV u. 179 Seiten.) M. 1,50.

Wir kennen kein Buch, welches so kurz und zuverlässig über Ursprung, Grundgesetze, Zweck und Tendenz und vornehmlich über das Wesen der zahlreichen Systeme der Hochgrade orientirt, wie die angezeigte, früher unter dem Pseudonym Dr. Otto Beuren erschienene Schrift. Aus jeder Seite läßt sich erkennen, daß der Verfasser sein Gebiet vollkommen beherrscht und nur authentische Quellen zu Rathe zieht. All die Schriftsteller, welche bei Mangel zuverlässigen Materials ins Blaue hineinschreiben, bleiben ohne Ausnahme in die Gele gestellt. Selbst Findel, der geschätzte Historiograph der Maurerei, hat diesen Vorzug anerkannt und die Lectüre dieses Buches seinen Brüdern empfohlen mit dem Bemerkten, daß mancher Bruder daraus Aufschluß über maurerische Dinge schöpfen könne, deren Erkenntniß ihm bisher verschlossen war. Das im Titel angegebene Thema beweist der Verfasser nach allen Seiten hin und bietet zugleich eine gedrängte Geschichte des Logenwesens. Selbstverständlich behält er bei seiner Arbeit vornehmlich die Freimaurerei im Auge, wie sie in unseren Tagen und namentlich in Deutschland „lebt und lebt“. Eine Ausnahme macht das durch consequente Entschiedenheit hervorragende Masonenthum in Belgien, welchem ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Unter anderem werden wir auch mit einer Reihe von Betrügern bekannt gemacht, die auf's Haar einem Leo Taxil gleichen, mit dem Unterschiede jedoch, daß dieser die „Profanen“, jene aber die „Eingeweihten“ am Narrenseil führten. Gegen solche Gefahren kann unsere Schrift als sicheres Schutzmittel gelten.

Stimmen aus Maria-Saach. Katholische Blätter. Jahrgang 1897. Zehn Hefte M. 10,80 (oder zwei Bände à M. 5,40). Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. — Durch die Post und den Buchhandel.

Inhalt des 9. Heftes: Warum gibt es nicht mehr Convertiten? (L. v. Hammerstein S. J.) — Vier Meisterwerke kirchl. Baukunst in Florenz. I. (M. Meschler S. J.) — Brun von Quersfurt, Bischof der Heiden. II. (Schluß.) (O. Pfäff S. J.) — Die zu Madaba entdeckte Mosaik-Karte des Heiligen Landes. (L. Font S. J.) — Die Familie der Bauffiden. I. (E. Wasmann S. J.) — Glaube oder Liebe? (W. Kreiten S. J.) — Recensionen. — Empfehlenswerthe Schriften. — Miscellen.

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. G. Hoberg, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Dreiundzwanzigster Jahrgang: 1897. 12 Nummern. M. 9.— Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung.

Inhalt Nr. 10: Mandelkern, Veteris testamenti Concordantiae Hebraicae atque Chaldaicae. (Hoberg.) — Weiss, Judas Makkabaeus. (Peters.) — Brandt-Laubmann, L. Caeli Firmiani Lactanti opera omnia. (Weyman.) — Analecta Franciscana etc. (v. Funf.) — Pierling, La Russie et le Saint-Siège. (Paulus.) — de Waal, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. (Künstle.) — Güttler, Eduard Lord Herbert von Cherbury. (Dffner.)

— Parmentier, Histoire de l'Education en Angleterre. (Zimmermann S. J.) — Blas, Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch. (Rückert.) — Rothe, Traité de droit naturel. (Bastien.) — Kühl, Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. (Spahn.) — Better, Der heilige Georg des Heilbot von Durne. (Albert.) — Riezler, Geschichte der Heryenproceffe in Bayern. (Diesenbach.) — v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 bis 1807. (v. d. Wengen.) — Lehautcourt, Campagne de l'Est en 1870—1871. (v. d. Wengen.) — Dezel, Christliche Ikonographie. (Künstle.) — Abde, Bandenkunale in Spanien und Portugal. (Kuhn.) — Barbetti, Westlich! Müller-Simonis, Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen. (Kuhle.) — Kutter, Clemens Alexandrinus und das Neue Testament. (Dausch.) — Emmerich, Der heilige Kilian. (Albert.) — v. Bischoffsbauten, Das höhere kath. Unterrichtsweisen in Indien. (Mehger.) — Streifzüge durch das Reich der Freimaurerei. (Franz.) — Nachrichten. — Büchertisch.

Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft. Verlag der Fuldaer Altendruckerei in Fulda. X. Jahrgang.

Das IV. Heft enthält u. A.: F. A. Pfeifer, Ueber den Begriff der Auslösung und dessen Anwendbarkeit auf Vorgänge der Erkenntniß. — B. Frins S. J., Zum Begriffe des Wunders. (Schluß.) — B. Adlhoj O. S. B., Der Gottesbeweis des hl. Anselm. (Schluß.) — G. Grupp, Die Grundlage des Glaubens. — Ed. v. Hartmann, Kategorienlehre, von M. v. Schmid. — J. Jörgensen, Lebenslüge und Lebenswahrheit, von C. Gutberlet. — Gurbled, Le tempérament, von demselben. — H. v. Wicherl, Natur und Geist, von demselben. — E. Wasmann S. J., Instinkt und Intelligenz im Thierreich, von L. Schük. — M. Otten, Apologie des göttlichen Selbstbewußtseins, von C. Gutberlet. — Zur Kriteriumsfrage, von C. Th. Jienkrabe. — Zeitschriftenchau. — Miscellen und Nachrichten: Nochmals der Pithecanthropus erectus Dubois. — Gehirn und geistige Fähigkeit. — Die Reden und Gespräche Buddha's.

Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie. Herausgegeben von Dr. Ernst Commer, Professor an der Universität Breslau. XII. Bd. 2. Heft. Paderborn 1897, Schöningh.

Inhalt: I. Der Urstoff oder die erste Materie. (Fortsetzung folgt.) Von P. Gundisalo Feldner, O. Praed. — II. Aus Theologie und Philosophie. (Fortsetzung folgt.) Von Kanonikus Dr. M. Glozner. — III. Der hl. Bonaventura und die thomistisch-molinistische Controverse. Von Docent Dr. B. Dörholt. — IV. Literarische Besprechungen.

Divus Thomas Commentarium inserviens Academiis et Lycaeis Scholasticam sectantibus. Ann. XVIII — Vol. VI. Summarium Fasciculi 18—20 incl.

D.: Verba prooemialia in ann. 18. Ramellini: Comment. in Quaest. 27 sqq. 3<sup>ae</sup> Part. Summ. Theol. „De Mysteriis X<sup>1</sup>“ in lectiones distributa. De Wulf: Dissertatio historico-critica de speciebus intentionalibus. Fr. Syndicus O. Pr. Idealismus historice illustratus et a S. Thoma confutatus, A. Th.: Comm. in Encycl. „De studiis Sacrae Scripturae.“ Schol. Theol. Moral.: De genuino Systemate S. Alphonsi Ligu. Casus Morales, Vespignani (Episcop.): In Liberalismum univ. Doctore Angelico duce et Pontifice Summo Leone XIII. trutina. Vinati: De principio causalitatis animadversiones criticae. Dr. M.: Doctrina S. Thomae de natura Theologiae Speculativae. G.: Verbum orale seu vivens magisterium princeps et essentialis organon revelationis christianae. Jansen: De criterio veritatis. Vinati: De recenti inventione textus primigenii Ecclesiastici. — Relationes Academicarum in honorem S. Thomae Aquinatis. — Bibliographia. — Hujus Periodici alternis mensibus fasciculi duo eduntur continentes 16 paginas quaternarias magni folii, 36 fasciculi Volumen constituent. Singula Volumina indicem analyticum habent.

Verantw. Redacteur: Ad. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.